

DIE WELT DES HABENS

Die Welt des Habens

Eine Betrachtung über Erich Fromm

Nach einem Vortrag über Erich Fromms

»Haben oder Sein«

BERNHARD BUCHHAS

Gloggnitz · 2026

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2026

Die Dinge sitzen im Sattel und reiten die Menschen.

— Ralph Waldo Emerson, »Ode«
an W. H. Channing, 1847

*Das ist ein armer Mensch, der nichts will und nichts weiß und
nichts hat.*

— Meister Eckhart, Predigt 52
»Beati pauperes spiritu«

KAPITEL I

Die Frage, der wir ausweichen

Es gibt eine Frage, der die meisten Menschen ihr ganzes Leben lang ausweichen, und sie tun es nicht etwa deshalb, weil diese Frage unwichtig oder müßig wäre, sondern aus einem viel tieferen, viel begreiflicheren Grunde: weil eine ehrliche Antwort darauf erschreckend vieles ins Wanken brächte, was wir mühsam und über Jahrzehnte hin errichtet haben. Sie lautet, in ihrer ganzen schlichten Unerbittlichkeit: Wer bist du, wenn man dir alles nimmt, was du hast? Nicht deinen Namen, den mag man dir lassen, sondern deinen Beruf, dein Geld, deinen Besitz, deinen Status, deine Titel, deine Erfolge, und dazu jene Rolle, die du in der Familie spielst, im Betrieb, in der Gesellschaft, alle jene Dinge also, mit denen du den anderen und, was weit gefährlicher ist, dir selbst erklärst, wer du seist. Was bleibt dann noch übrig?

Für viele Menschen beginnt genau an dieser Stelle ein unbehagliches Schweigen. Denn plötzlich zeigt sich etwas, das wir sonst mit bewundernswerter Geschicklichkeit verdrängen: dass wir erstaunlich genau wissen, was wir haben, und erschreckend wenig darüber, wer wir sind. Wir sagen mein Beruf, mein Haus, mein Wissen, meine Erfolge, meine Beziehungen, mein Ruf, und irgendwann, unmerklich, in einem Prozess, den niemand von uns bewusst erlebt hat, verschmilzt dieses kleine, harmlose Wörtchen *mein* so vollständig mit unserem Ich, dass wir kaum noch zu unterscheiden vermögen, wo unser Besitz endet und wo wir selbst beginnen.

Zwei Weisen, auf der Welt zu sein

Genau darin sah Erich Fromm eines der großen, der stillen Verhängnisse der modernen Gesellschaft. In seinem Werk »Haben oder Sein« unterscheidet der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker und Sozialphilosoph zwischen zwei grundverschiedenen Weisen, das Leben zu führen. Im Haben-Modus versucht der Mensch, sich durch das zu bestimmen, was er besitzt, erreicht und vorzuweisen vermag; er sammelt Geld, Dinge und Ansehen, aber auch Wissen, Anerkennung, Erfahrungen und, wenn man ehrlich ist, mitunter sogar Menschen. Alles wird ihm zu etwas, das man haben kann, und alles soll den eigenen Wert bestätigen. Im Sein-Modus dagegen entspringt der Wert nicht dem Besitz, sondern der Lebendigkeit: dem, was wir erfahren, wie wir lieben, wie wir denken, wie wir handeln, wie gegenwärtig wir in unserem eigenen Leben tatsächlich sind.

Der Unterschied klingt zunächst nach Philosophie, nach jener behaglichen Begriffsarbeit, die man dem Nachmittag überlässt. Doch vielleicht beschreibt er eine der entscheidendsten Fragen unseres Daseins überhaupt: Willst du am Ende möglichst viel gehabt haben, oder willst du wirklich gelebt haben? Und hier liegt der unbequeme, der eigentlich beunruhigende Gedanke Fromms. Man kann ein ganzes Leben damit zubringen, immer mehr anzusammeln, und dabei kaum bemerken, dass man selbst darin immer weniger vorkommt.

Eine Entscheidung, die niemand getroffen hat

Die moderne Gesellschaft, so Fromm, hat eine Entscheidung getroffen. Aber sie hat sie nicht bewusst getroffen, nicht in gemeinsamer Beratung, nicht durch einen Beschluss, den irgendwer je gefasst und verantwortet hätte, sondern durch die Logik des Kapitals, die sich langsam, geduldig, unwiderstehlich in alle Bereiche des Lebens hineingefressen hat. Es ist die Entscheidung für den Haben-Modus: dass Wert durch Besitz bestimmt werde, dass der Mensch so viel wert sei, wie er hat, dass das Leben dann gut sei, wenn man mehr besitzt als zuvor, dass Erfolg Anhäufung bedeute, dass die Richtung des Lebens nach oben zeige, immer mehr und immer mehr, und dass das, was man ist, letztlich gleichgültig bleibe, solange man nur genug hat.

Niemand hat diese Entscheidung wirklich gefällt. Sie ist entstanden aus tausend kleinen Entscheidungen, aus der Struktur des Systems, aus einer Logik, die sich durchgesetzt hat, weil sie bestimmten Interessen nützlich war. Und sie hat die Menschen geformt, still, über Generationen hin, bis der Haben-Modus so selbstverständlich, so vollkommen normal geworden ist, dass man ihn nicht mehr als Wahl empfindet, sondern als Natur.

Das ist nichts Abstraktes, das ist von einer beinahe peinlichen Konkretheit. Es zeigt sich schon in der Art, wie wir einen Menschen einschätzen, dem wir zum ersten Mal begegnen. *Was machst du beruflich?* Das ist die erste Frage. Nicht: Was bewegt dich? Nicht: Was liebst du? Nicht: Was hält dich nachts wach, wovor fürchtest du dich, was macht dich lebendig? Sondern: Was machst du, was bist du wert, in welche Kategorie gehörst du?

Das sind keine bösen Fragen, es sind soziale Reflexe, entsprungen einer Gesellschaft, die gelernt hat, Menschen nach ihrer wirtschaftlichen Funktion einzuordnen und auf sie zu verkürzen. Und je länger man in dieser Gesellschaft lebt, desto vollständiger verinnerlicht man diese Einordnung. Man beginnt sich selbst so zu sehen, man beginnt den eigenen Wert an der eigenen wirtschaftlichen Funktion zu messen: an dem, was man tut, nicht an dem, was man ist, an dem, was man leistet, nicht an dem, wie man lebt.

Und dieser Blick auf sich selbst, dieser fremde, dieser ökonomische Blick, den wir uns selbst zuwenden, ist eine der tiefsten Formen der Entfremdung, die Fromm beschreibt.

Der Mensch als Ware

Fromm nennt den Charaktertypus, der für die moderne kapitalistische Gesellschaft bezeichnend ist, den Marktcharakter. Der Marktcharakter ist ein Mensch, der sich selbst als Ware begreift, der sich auf dem Markt der sozialen Beziehungen, der Karriere, des Status anbietet, dessen Selbstwert davon abhängt, wie gut er sich verkauft, und der seine eigene Persönlichkeit als Instrument der Selbstvermarktung versteht. Er ist freundlich, weil Freundlichkeit sich verkauft, er wirkt interessiert, weil Interesse sich verkauft, er hat bestimmte Überzeugungen, weil diese Überzeugungen in seinem Milieu Ansehen bringen. Nicht aus Berechnung, das wäre noch das Harmlosere, sondern aus Anpassung, aus jener tief verinnerlichten Gewissheit, dass man sein müsse, was der Markt verlangt.

Und er hat das nicht bewusst entschieden. Er ist in einer Welt aufgewachsen, in der dies die Logik ist, in der jeder Winkel des menschlichen Daseins einem Marktprinzip unterworfen wurde, in der auch Liebe, Freundschaft und Aufmerksamkeit zu Dingen geworden sind, die man hat oder nicht hat, die man ansammelt oder verliert, die man durch die richtige Selbstdarstellung gewinnt und durch ein falsches Auftreten wieder einbüßt.

Das hat seelische Folgen, und Fromm beschreibt sie mit großer Genauigkeit. Ein Mensch, der seinen Wert durch das bestimmt, was er hat, lebt in einer beständigen Unsicherheit, denn was man hat, kann verloren gehen. Besitz ist vergänglich, Status wankt, Karrieren enden, alles, was man hat, könnte eines Tages nicht mehr da sein. Und wer sich mit seinem Besitz gleichsetzt, der muss diesen Besitz unablässig verteidigen, unablässig erweitern, unablässig sichern. Das ist kein ruhiger Zustand, das ist ein Zustand dauernder Mobilmachung.

Der Mangel, der niemals endet

Man hat nie genug. Nicht etwa, weil man gierig wäre, das ist das große Missverständnis der Moralisten, sondern weil das Haben niemals einlöst, was es verspricht: das Gefühl, sicher zu sein, das Gefühl, genug zu sein. Jedes Mal, wenn man bekommt, was man wollte, taucht schon der nächste Mangel auf.

Das System ist so gebaut, dass der Mangel niemals aufhört, denn hörte der Mangel auf, so hörte auch der Konsum auf, und der Konsum darf nicht aufhören. Darin liegt das eigentliche Versprechen der Konsumgesellschaft. Sie sagt nicht: dieses Erzeugnis macht dich glücklich. Sie sagt: dieses Erzeugnis macht dich zu jemandem. Es gibt dir einen Status, eine Identität, ein Gefühl der Zugehörigkeit. Das neue Automobil sagt nicht bloß, dass du dir ein Automobil leisten konntest, es sagt, wer du bist, oder zumindest, wer du sein möchtest.

Und genau deshalb ist der Konsum so unersättlich. Nicht weil die Menschen törricht wären oder besonders verführbar, sondern weil das, was sie eigentlich suchen, ein Selbstgefühl, eine Identität, ein Empfinden der eigenen Würde, durch Konsum niemals geliefert werden kann. Man kauft, man fühlt für einen Augenblick eine Erfüllung, und dann ist die Leere wieder da. Also kauft man wieder. Das System ist nicht fehlerhaft, es arbeitet genau so, wie es arbeiten soll: Es macht aus Menschen, die niemals gesättigt sind, vollkommene Verbraucher. Und es nennt diese Unersättlichkeit Ehrgeiz, Fortschritt, Leistungsbereitschaft. Es gibt ihr Namen, die positiv klingen, damit man nicht sieht, was sie in Wahrheit ist: eine Art von chronischem Mangel, den das System selbst erzeugt.

Was Fromm nicht verlangt

Hier nun unterscheidet Fromm sehr sorgfältig, und es lohnt sich, ihm dabei genau zu folgen: zwischen dem Haben als solchem und dem Haben-Modus als einer Weise zu existieren. Besitz ist nicht an sich das Übel. Man muss Dinge besitzen, um zu leben, man braucht ein Dach, Nahrung, Kleidung; das Haben von Dingen ist menschlich und notwendig. Das Übel entsteht erst dort, wo das Haben zur beherrschenden Ausrichtung des Lebens wird, wo man nicht mehr hat, um zu leben, sondern lebt, um zu haben, wo der Besitz nicht mehr dem Leben dient, sondern das Leben dem Besitz. Wenn auf die Frage, was ich mit meinem Leben anfangen solle, die Antwort lautet: mehr ansammeln, dann ist jener Augenblick gekommen, in dem der Haben-Modus das Leben selbst verschlingt.

Der Sein-Modus ist das Gegenteil, aber nicht im Sinne der Besitzlosigkeit, sondern im Sinne einer anderen Grundausrichtung. Im Sein-Modus ist der Mensch lebendig in dem, was er tut. Er liest ein Buch und ist in diesem Buch. Er liebt einen Menschen und ist in dieser Liebe vollständig, ohne gleichzeitig zu rechnen, was diese Liebe ihm einbringt oder kostet. Er arbeitet an etwas und ist in dieser Arbeit, nicht in dem Gedanken an das Ergebnis, das er einmal besitzen wird. Die Erfahrung selbst ist das Ziel, nicht das, was nach der Erfahrung übrig bleibt. Er fragt nicht: Was bringt mir das? Sondern: Was erlebe ich gerade? Er sammelt keine Erlebnisse, er hat sie im vollen Sinne des Wortes.

Das Gespräch, die Erinnerung, die Reise

Dieser Unterschied zeigt sich in allem, von der Art, wie man ein Gespräch führt, bis zu der Art, wie man mit der Zeit umgeht. Menschen im Sein-Modus sind selten; sie leben in Intensität statt in Eile, denn Eile entsteht immer dort, wo man glaubt, die Zeit müsse mit etwas gefüllt werden. Der Mensch im Sein-Modus ist schon angekommen, in dem Augenblick, in dem er ist.

Auch die Gespräche verraten es. Das Gespräch im Haben-Modus ist eines, in dem man Wissen ansammelt, Informationen aufnimmt, Positionen verteidigt, die man ohnehin schon besitzt; man hört zu, um zu antworten, man nimmt auf, um zu besitzen, und man verlässt das Gespräch mit mehr von dem, was man vorher schon hatte: mehr Meinungen, mehr Bestätigung, mehr Belege für das, was man ohnehin glaubte. Das Gespräch im Sein-Modus dagegen ist eines, in dem man offen bleibt für die Veränderung, in dem man am Ende anders denkt als am Anfang, in dem der andere etwas in einem bewegt, das man vorher nicht hatte, in dem man bereit ist, sich überraschen zu lassen. Das ist selten, denn es verlangt, die eigene Position locker zu halten, die eigenen Überzeugungen nicht zu besitzen, sondern sie nur vorläufig zu tragen. Und das ist unbequem für jeden, der sich mit seinen Überzeugungen gleichsetzt, der seine Meinungen hat, wie andere Besitz haben, als einen Teil dessen, was er ist.

Fromm zeigt denselben Unterschied sogar an unserem Verhältnis zur eigenen Vergangenheit. Im Haben-Modus wird die Kindheit zu etwas, das man hat: zu einer Sammlung von Erinnerungen, Geschichten und Erfahrungen, die man abrufen, erzählen und ordnen kann. Die Vergangenheit wird beinahe zu einem persönlichen Archiv. Im Sein-Modus dagegen besitzt man seine Vergangenheit nicht, sie lebt in einem fort, sie hat geprägt, wie man fühlt, wie man denkt, wie man liebt, wie man die Welt wahrnimmt; sie ist kein Gegenstand, den man aus der Erinnerung hervorholt, sondern ein Teil dessen, was man geworden ist.

Und dahinter steckt ein erstaunlich konkreter Unterschied: Erleben wir unser Leben, oder sammeln wir Beweise dafür, dass wir gelebt haben? Wie viele Menschen reisen, um möglichst viele Länder gesehen zu haben, statt einen einzigen Ort wirklich zu

erfahren? Wie viele lesen, um sagen zu können, dass sie ein bestimmtes Buch gelesen haben? Wie viele sammeln Erlebnisse, fotografieren, dokumentieren und sind währenddessen kaum wirklich anwesend? Wir sammeln Erfahrungen, wie andere Briefmarken sammeln. Wir fotografieren einen besonderen Augenblick, noch bevor wir ihn überhaupt auf uns wirken ließen, als müsste erst ein Bild beweisen, dass er wirklich stattgefunden hat. Selbst die Erinnerungen werden so zu einer Art Besitz, zu etwas, das wir speichern, zeigen und später hervorholen können. Nicht mehr allein die Frage: Was habe ich erlebt? Sondern immer häufiger: Was kann ich davon vorweisen?

Und so kann ein Leben von außen erstaunlich voll erscheinen, voll von Reisen, Begegnungen, Geschichten, Fotografien und Erfahrungen, und trotzdem kann der Mensch, der all dies gesammelt hat, seltsam wenig davon wirklich erlebt haben. Viel gehabt, viel gesehen, viel festgehalten, und doch wenig gelebt: ein volles Leben auf dem Papier und ein erstaunlich leeres im Innern.

KAPITEL 8

Die Liebe

Nirgends aber zeigt sich der Unterschied deutlicher als in der Liebe, jenem Gebiet, dem Fromm ein ganzes Buch gewidmet hat, »Die Kunst des Liebens«, und auch dort ist die Unterscheidung dieselbe.

Liebe im Haben-Modus ist Besitz. Man hat einen Partner, man hat eine Beziehung, und weil man sie hat, muss man sie sichern, muss den anderen halten, muss dafür sorgen, dass er nicht geht. Die Eifersucht ist die natürliche Folge der Liebe im Haben-Modus, und sie ist, entgegen aller romantischen Verklärung, kein Zeichen von Tiefe, sondern ein Zeichen der Besitzorientierung: Wer liebt, weil er besitzt, der fürchtet den Verlust des Besitzes.

Die Liebe im Sein-Modus ist etwas anderes. Sie ist eine Tätigkeit, kein Zustand. Man liebt nicht, man übt Liebe: Man schafft Raum, man gibt Aufmerksamkeit, man ist gegenwärtig. Der andere wird nicht besessen, sondern gesehen, und weil man ihn nicht besitzt, muss man ihn auch nicht beherrschen; man kann ihn sein lassen, wie er ist. Das ist seltener, als man denkt, und schwieriger, als es klingt, denn die meisten haben gelernt, die Liebe als einen Zustand zu verstehen, den man hat, nicht als eine Praxis, die man ausübt.

Die Arbeit

Dasselbe gilt für die Arbeit. Wer überwiegend im Haben-Modus arbeitet, der sammelt Erfolge: den Titel, die Beförderung, das höhere Gehalt, die Anerkennung. Die Arbeit selbst wird ihm zum bloßen Mittel; man tut etwas, um anschließend etwas davon zu haben, Geld, Status, Sicherheit oder den nächsten Eintrag im Lebenslauf. Im Sein-Modus dagegen verwandelt sich das Verhältnis zur Arbeit. Man ist stärker in dem, was man tut. Bedeutung entsteht nicht mehr ausschließlich aus dem Ergebnis, sondern aus der Tätigkeit selbst, aus der Konzentration, aus dem Können, aus dem Gefühl, etwas wirklich zu schaffen, zu verstehen oder beizutragen.

Vielleicht ist die einfachste Probe eine ungewöhnliche Frage: Wie viel von dem, was du tust, würdest du noch genau so tun, wenn niemand davon erführe? Wenn es keinen Titel dafür gäbe, keine Anerkennung, kein Publikum, nichts, was man anschließend vorzeigen könnte? Diese Weise zu arbeiten ist schwerer in einer Gesellschaft, die Arbeit vor allem nach ihrem messbaren Ergebnis und ihrer Effizienz bewertet. Und doch kennen die meisten Menschen wenigstens Augenblicke davon: jene Stunden, in denen man so vollständig in einer Tätigkeit aufgeht, dass man weder an Status noch an Anerkennung denkt, in denen man etwas nicht tut, um sich dadurch aufzuwerten, sondern weil man ganz darin lebt.

Warum die Ordnung es so will

Genau hier führt Fromms Analyse zu der größeren Frage: Warum ist der Haben-Modus überhaupt so mächtig geworden? Fromm betrachtet ihn nicht als persönliches Versagen, nicht als Charakterschwäche des Einzelnen, den man ermahnen müsste. Für ihn ist er aufs engste verknüpft mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen, in denen wir leben.

Eine konsumorientierte Wirtschaft ist darauf angewiesen, dass die Menschen nicht nur Bedürfnisse haben, sondern immer wieder neue Wünsche entwickeln, dass nach dem Kauf der Wunsch nach dem nächsten Kauf entsteht: nach dem größeren Haus das schönere, nach dem neuen Automobil das neuere, nach dem erreichten Rang die nächste Stufe. Denn ein Mensch, der irgendwann sagt, es ist genug, stellt eine merkwürdige, eine beinahe unbequeme Figur dar. Nicht unbedingt für sich selbst, wohl aber für ein System, das vom immer neuen Konsum lebt. Wer seinen Wert weniger aus Besitz und Status bezieht, der ist über genau diese Dinge schwerer zu erreichen; das Versprechen, durch ein bestimmtes Erzeugnis erfolgreicher, begehrenswerter oder bedeutender zu werden, verliert bei ihm einen Teil seiner Macht.

Deshalb interessiert Fromm nicht allein, was eine Gesellschaft hervorbringt, sondern welche Menschen eine Gesellschaft hervorbringt. Denn jedes Wirtschaftssystem belohnt bestimmte Eigenschaften und Verhaltensweisen: durch Werbung, durch Erziehung, durch soziale Normen, durch die Organisation der Arbeit und sogar durch die Sprache, in der wir über Menschen sprechen. Wir sprechen vom Humankapital, von Arbeitskräften, von Leistungsträgern, von Menschen als Ressourcen. Diese Begriffe haben ihren praktischen Zweck, gewiss. Doch Fromms Kritik führt zu einer unbequemen Frage: Was geschieht, wenn wir lange genug gelernt haben, Menschen als wirtschaftliche Ressourcen zu betrachten? Vielleicht beginnen wir irgendwann, uns selbst genau so zu betrachten. Dann wird der eigene Körper zu etwas, das optimiert werden muss, die eigene Zeit zu etwas, das effizient genutzt werden muss, das Wissen zu einem Wettbewerbsvorteil, die Beziehungen zu Netzwerken, und selbst die freie Zeit soll plötzlich

produktiv sein. Und irgendwann versucht der Mensch nicht mehr bloß, die Dinge zu optimieren; er beginnt, sich selbst wie ein Ding zu optimieren.

Genau an dieser Stelle geht Fromms Gesellschaftskritik in Psychologie über. Eine Gesellschaft erzeugt nicht nur Waren und Dienstleistungen, sie prägt auch Charaktere, sie beeinflusst, wonach die Menschen streben, woraus sie ihre Sicherheit beziehen und woran sie ihren eigenen Wert messen: Menschen, die Sicherheit im Besitz suchen, die Identität aus Status gewinnen, die ihren Wert daran bemessen, wie viel sie erreicht, gesammelt oder vorzuweisen haben.

Die neue, die digitale Gestalt

Doch für Fromm ist das kein unabänderliches Schicksal, und eben deshalb ist »Haben oder Sein« trotz seiner scharfen Diagnose kein hoffnungsloses Buch. Der Sein-Modus bleibt möglich; nicht als Verzicht auf jeden Besitz, nicht als Askese, nicht als romantische Flucht aus der modernen Welt. Fromm verlangt nicht, dass wir nichts mehr besitzen. Die entscheidende Frage lautet vielmehr, ob wir die Dinge besitzen oder ob die Dinge irgendwann uns besitzen.

Der Übergang zum Sein beginnt deshalb erstaunlich unspektakulär: mit einer anderen Art, Fragen zu stellen. Nicht: Was bekomme ich aus diesem Erlebnis? Sondern: Was erlebe ich gerade? Nicht: Was lässt mich wertvoller erscheinen? Sondern: Was macht mein Leben lebendiger? Nicht: Was kann ich noch ansammeln? Sondern: Wer möchte ich sein? Diese Verschiebung klingt gering, und doch verändert sie beinahe alles. Man beginnt anders zu konsumieren, anders zu arbeiten, anders zu lieben, anders mit seiner Zeit umzugehen. Nicht weil der Besitz plötzlich schlecht geworden wäre, sondern weil er seinen alten Platz verliert. Er wird wieder zu dem, was er eigentlich sein sollte: zu etwas, das dem Leben dient, statt zu etwas, dem das Leben dient.

Fromm schrieb »Haben oder Sein« in den siebziger Jahren. Doch seine Frage ist uns heute vielleicht noch vertrauter als damals. Denn inzwischen besitzen wir nicht mehr nur Häuser, Automobile, Kleider oder Titel. Wir sammeln Anhänger, Likes, Kontakte, Reichweite, Bewertungen, Erlebnisse; selbst unsere Aufmerksamkeit ist messbar geworden. Der Haben-Modus hat eine digitale Gestalt angenommen. Wir können heute nicht nur etwas erleben, wir können dokumentieren, dass wir es erlebt haben. Wir können nicht nur irgendwo sein, wir können anderen zeigen, dass wir dort waren. Und wir bekommen unseren eigenen Wert Tag für Tag in Zahlen zurückgespiegelt.

Vielleicht macht das Fromms alte Frage nicht überholt, sondern dringlicher.

KAPITEL 12

Drei Fragen zum Schluss

Was bleibt von einem Menschen, wenn niemand zusieht? Wenn es nichts zu zeigen gibt, nichts zu messen, nichts zu beweisen, nur ihn selbst und das Leben, das gerade stattfindet? Vielleicht beginnt der Sein-Modus genau dort.

Und vielleicht bleiben zum Schluss drei Fragen, die jeder für sich beantworten muss. Was von dem, was ich für meine Identität halte, besitze ich in Wahrheit nur? Wann habe ich zuletzt etwas erlebt, ohne gleichzeitig daran zu denken, was ich daraus machen, was ich festhalten oder zeigen könnte? Und wenn irgendwann nichts mehr zu sammeln ist, werde ich dann sagen können, dass ich wirklich da gewesen bin?